Zeitschrift: Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge

Herausgeber: Bioforum Schweiz

Band: 53 (1998)

Heft: 1

Artikel: Hauptreferat und Arbeitskreis A : Frauen und Landwirtschaft

Autor: Bennholdt-Thomas, Veronika

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-891684

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

♀ HAUPTREFERAT und Arbeitskreis A

Frauen und Landwirtschaft

(Überarbeitung des Kapitels «Bäuerliche Ökonomie und Subsistenz» aus: Veronika Bennholdt-Thomsen und Maria Mies: Eine Kuh für Hillary. Die Subsistenzperspektive, Verlag Frauenoffensive, München 1997) Dieses Kapitel bildete die Grundlage des Hauptreferates anlässlich des 1. Möschberg-Gesprächs vom 13./14. November 1997 ***(Red.)***

Veronika Bennholdt-Thomsen

Vorwort

Die Stellung der Frauen in der Landwirtschaft ist so vielfältig, wie die Landwirtschaft vielfältig ist. Das gilt auch dann noch, wenn wir uns nicht mehr international sondern nur in Westeuropa (in den Alpenländern und im deutschsprachigen Raum) umschauen, obwohl die reduzierte Zahl der landwirtschaftlich erwerbstätigen Personen scheinbar nur noch geringe Variationen zulässt. Eine Bäuerin auf dem kleinen Nebenerwerbshof, wo der Mann lohnarbeiten geht und sie den Hof macht, ist ganz anders dran als die Frau auf dem 100 Hektar-Betrieb mit Mastviehstall. Es handelt sich um zwei sehr unterschiedliche Arten von Ökonomie, in der sie jeweils arbeiten. Deshalb ist es ein Unding, dass beide Situationen als Bauernwirtschaft angesehen werden, wie heute üblich.
Dennoch haben die Frauen in der Landwirtschaft in Westeuropa auch wieder eines gemeinsam: Sie werden als Hausfrauen betrachtet, ob sie nun einen kleinen Bauernhof oder die Buchhaltung für den Mastviehstall führen. Eine eigenständige Position mit eigenem Besitz, eigenem Einkommen und eigener Versorgung, wie es ihrer Arbeitsleistung entspricht, wird der Frau zumal in der Landwirtschaft besonders schwer zugestanden. Kein Wunder, dass die jungen Landwirte keine Frau mehr finden. Und wo bleibt die unabhängige Bäuerin, Landwirtin? Meiner Meinung nach ist der Patriarchalismus eines der grössten Probleme nicht der Frauen in der Landwirtschaft, sondern der Landwirtschaft insgesamt in unseren Breiten.

Land als Subsistenzbasis

Das kapitalistische Patriarchat will uns unsere wirkliche Herkunft vergessen machen und an deren Stelle das Geld, das Kapital, die Maschinen und die Investitionen setzen. Deshalb ist es notwendig, dass wir uns der einfachen, materialistischen Wahrheiten erinnern: Das Leben kommt aus den Frauen und die Nahrung kommt aus dem Land. Aus diesem Grund sind für mich das Land und die Art seiner Bearbeitung die wichtigste Voraussetzung für eine alternative ökologische Wirtschaftsweise und Gesellschaft. Das bäuerliche Wirtschaften und die Agrarkultur sind entscheidende Bestandteile unserer alternativen Vision der Subsistenzperspektive.

Damit ist ein sich Konzentrieren auf das gemeint, was wir zum guten Leben brauchen, gegen den Luxuskonsum und allgemein den Konsumismus der Wegwerfgesellschaft. Subsistenzproduktion definieren wir, in Worten von Maria Mies, so: «Subsistenzproduktion – oder Lebensproduktion – umfasst alle Arbeit, die bei der Herstellung und Erhaltung des unmittelbaren Lebens verausgabt wird und auch diesen Zweck hat. Damit steht der Begriff der Subsistenzproduktion im Gegensatz zur Waren- und Mehrwertproduktion. Bei der Subsistenzproduktion ist das Ziel «Leben». Bei der Warenproduktion ist das Ziel Geld, das immer mehr Geld «produziert», oder die Akkumulation von Kapital. Leben fällt gewissermassen nur als Nebeneffekt an. Es ist typisch für das kapitalistische Industriesystem, dass alles, was es möglichst kostenlos ausbeuten will, zur Natur, zur Naturressource erklärt wird. Dazu gehören die Hausarbeit der Frauen genauso wie die Arbeit der Kleinbauern in der Dritten Welt, aber auch die Produktivität der gesamten Natur» (Mies 1983).

Weshalb aber fällt es vielen, zumal auch «linken» Alternativansätzen so schwer, sich auf die Landwirtschaft, speziell aber die bäuerliche Ökonomie einzulassen? Ein wesentlicher Grund liegt darin, dass die bäuerliche Landwirtschaft, dem herrschenden Zeitgeist entsprechend, für Rückständigkeit und die dumpfe Bindung an das Notwendige steht. Davon aber glaubt sich der Mensch des ausgehenden 20. Jahrhunderts, dank des «entwickelten Standes der Produktivkräfte», befreit zu haben. Man geht davon aus, dass es im Industriezeitalter keinen Unterschied zwischen der Bearbeitung des Bodens und irgend eines Rohstoffes in der Industrie gebe, so als sei die Landwirtschaft ein Industriezweig neben anderen. Demgegenüber halte ich daran fest, dass der Boden, die Erde ein besonderer «Stoff» ist, mit dem entsprechend auch anders umgegangen werden muss.

Es geht darum, welche soziale Organisation der landwirtschaftlichen Produktion einen pfleglichen Umgang mit der «Haut unserer Erde» gewährleistet. Die soziale Organisation der Maximierungswirtschaft – so meine These – ist so angelegt, dass sie den Boden zerstören muss, wohingegen die bäuerliche Ökonomie und Kultur über Jahrtausende bewiesen hat, dass sie ihn bewahrt.

Produktivkraftentwicklung versus Agrarkultur

Weltweit hungern Millionen, ja, fast ein Fünftel aller Menschen, während woanders mit Unsummen Überschüsse vernichtet und verwaltet werden, die dank der übertriebenen Technisierung entstanden sind. Gleichzeitig geniert sich die Welternährungsorganisation FAO nicht, mehr Technik, nämlich die Gentechnik und mehr Weltmarkt zu fordern, vorgeblich um den Hunger in der Dritten Welt zu bekämpfen. Tatsache aber ist, dass der Hunger der Technisierung geschuldet ist (Mies 1996). Die Weizenüberschüsse aus den USA haben, als sog. Hungerhilfe deklariert, den afrikanischen Bäuerinnen ihren einheimischen Markt für Hirse zerstört (Imfeld 1985, Nacla, 1976). Oder, die Brunnentiefbohrungen für die profitable Produktivitätssteigerung der Viehzucht in der Sahel hat den Grundwasserspiegel so weit absenkt, dass sich, im Verbund mit der Überweidung, die Wüste nur noch weiter ausbreitet (J.O. Müller 1988; Comité d'information Sahel 1975). Die von der FAO propagierte Grüne Revolution, die technisch erzeugte Höchsterträge hervorbrachte, hat in Indien, in Thailand, in Mexiko und wo auch immer zur Landkonzentration in Händen der Kapitalstärkeren und zu einem Heer landloser Bauern geführt (Shiva 1989; Paré 1979). Wenn der FAO-Präsident Diouff jetzt zugibt, dass der Hunger in der Welt eine Frage der ungerechten Verteilung und nicht der mangelnden Produktionshöhe, mithin ein soziales und kein technisches Problem sei, dann sagt er wieder nur die halbe Wahrheit. Nun erscheint es so, als ob parallel und unabhängig voneinander, einerseits die Technik und andererseits die sozial gerechte Verteilung vorangetrieben werden könnten. In Wirklichkeit jedoch ist die Technik alles andere als sozial «unschuldig».

Die Zahl der Bäuerinnen und Bauern in der Landwirtschaft ist, nicht zuletzt durch die Entwicklungspolitik, seit den 60er Jahren auf die heutige Dimension zurückgegangen, gleichzeitig aber haben auch der Hunger, die Fehl- und Mangelernährung deutlich zugenommen. Spätestens seit dem einschlägigen Buch von Joseph Collins und Frances Moore Lappé «Vom Mythos des Hungers» (1978) ist bekannt, dass die monokulturelle, industrielle Produktionssteigerung den Hunger erst hervorbringt. Ferner ist bekannt, dass die Behauptung, kleinräumige Mischkulturen könnten die Welt nicht ernähren, eine gezielte, manipulative Lüge ist (Moore/Lappé 1978).

Die Zerstörung der bäuerlichen Ökonomie in Deutschland/Europa

Die bäuerliche Ökonomie ist eine Tradition, die nicht nur in der Dritten Welt, sondern auch in Europa und auch aus der jüngeren Vergangenheit Deutschlands zur Verfügung steht, wenn es darum geht, Anknüpfungspunkte an andere wirtschaftliche Prinzipien als die des Kapitalismus zu finden. Endgültig zerstört worden ist die Bauernwirtschaft bei uns im Grunde genommen erst nach dem Zweiten Weltkrieg. In Westdeutschland wurde sie gezielt und keineswegs versteckt mit der Politik des «Wachsens oder Weichens» (Programm des Landwirtschaftsministers Josef Ertl, FDP) angegriffen. Die Höfe sollten zu kapitalistischen Unternehmen mit industrieller Technik wachsen und zwar auf Kosten der anderen, die entsprechend weichen sollten, und deren Bäuerinnen und Bauern zu reinen Lohnarbeitern werden sollten. Ein probates Mittel der Verdrängung der Bauern sind ironischerweise die Subventionen. Sie werden pro Hektar ausgeschüttet, d.h. wer viel hat, bekommt viel und kann mit solchermassen subventionierten Preisen die Kleinen aus der Konkurrenz drängen. Mit anderen Worten, sie werden regelrecht kaputtsubventioniert.

Während es 1949 noch 1,647 Millionen Höfe auf dem Gebiet der ehemaligen Bundesrepublik gab, sind es 1995 nur noch 524 800 Betriebe. In der gleichen Zeit ist die Zahl der Beschäftigten in der Landwirtschaft von 3 742 000 auf 571 000 gesunken. Wobei die Rate derjenigen, die aufgeben, in den neunziger Jahren, dem Zeitalter der neoliberalen Globalisierung, der WTO und des europäischen Marktes, sich gegenüber den achtziger Jahren nochmals erheblich beschleunigt hat. «Im Zeitraum 1981 bis 1985 lag die jährliche Abnahmerate noch bei 2% und stieg in den Jahren 1985 bis 1990 auf 2,6%.» 1990 – 1995 lag sie dann bei jährlich 3,6% (Deutscher Bauernverband 1997, 128). In Ostdeutschland wurde der Konzentrationsprozess nach 1949 noch schneller als im Westen durchgedrückt. 1949 gab es in der DDR 618 600 Höfe, schon 1960 nur noch 32 800 Betriebe und 1989 waren es nur noch 2 900 Betriebe. Die durchschnittliche Grösse stieg von 9,6 Hektar in 1949 (8,06 Hektar in der BRD) auf 2 010 Hektar in 1989 (in der BRD 18,7 Hektar) (ebd., 127 und 135).

Diese Politik des «Bauernlegens» wird innerhalb der EU, seit dem Errichten des gemeinsamen Marktes, in allen Regionen fortgesetzt (Wolf 1987; Krammer 1996; Hoppichler und Krammer 1996). 1980 waren in Griechenland noch 30% der Erwerbstätigen in der Landwirtschaft tätig, 1990 sind es noch 24% , 1994 noch 20,8%. In Portugal waren es 1980: 27%, dann 1990: 18% und 1994 schliesslich nur noch 11,8%. In Spanien waren es 1980: 19%, dann 1990: 12% und 1994: 9,9%. (Landwirtschaftliches Wochenblatt 8.4.1993 und Deutscher Bauernverband 1996, 124). Die Schärfe der persönlichen Dramen und die Reichweite des Kulturwandels, die sich hinter diesen Zahlen verbergen, können wir nur ahnen. Die Bauern werden auch in der EU kaputtsubventioniert: 1992 flossen 80% der EU-Subventionen an 20% der Betriebe (Frankfurter Rundschau 11.11.1995).

Bäuerliche Ökonomie

Was heisst eigentlich bäuerliche Ökonomie? In Deutschland, aber auch in Österreich, der Schweiz und anderen europäischen Ländern werden alle Landwirte, d.h. alle, die nicht als Lohnempfänger in der Landwirtschaft arbeiten und direkten Zugang zu Land haben, Bauern genannt. Von BäuerINNEN wird dabei meist nur im Sinne der Frau des Bauern gesprochen und nicht im Sinne eigenständiger weiblicher Produktionsbereiche. Auf den Patriarchalismus, den dieses Unsichtbarmachen der Bäuerinnenarbeit beinhaltet, gehe ich im folgenden gesondert ein. Erst einmal will ich mich mit der ideologischen Verschleierung befassen, die bereits in der Kennzeichnung aller Landwirte als Bauern enthalten ist. Sie dient, zumal in der deutschen Politik, dazu, den Unterschied zwischen Grossgrundbesitzern und Kleinbesitzern zu verwischen und die tatsächlichen (Klein-)Bauern hinter den Karren derjenigen zu spannen, die aus der Landwirtschaft ein Gewinn abwerfendes Unternehmen machen. Das beste Beispiel für den Schaden, der den Kleinen dadurch zugefügt wird, sind die erwähnten an die Fläche gebundenen Subventionen, die die kleineren Höfe ruinieren und den grossen Betrieben Extragewinne einbringen.

Im Gegensatz dazu zeichnet sich die Bauernwirtschaft dadurch aus, dass sie nicht um der Akkumulation willen betrieben wird, sondern dass es um die erhaltende Reproduktion des Hofes und der Leute, die auf ihm und von ihm leben, geht, um das Bewahren des seit Generationen Ererbten. Es handelt sich um eine spezifische Lebensweise, zu der auch die entsprechende Kultur der Genügsamkeit gehört. Die bäuerliche Ökonomie orientiert sich an einem anderen Weltbild als der Wachstumsökonomie, nämlich an der Endlichkeit der Naturgrundlage

des Wirtschaftens, also von Boden, Wasser, Wald, insgesamt Pflanzen und Tieren. Entsprechend pfleglich muss mit ihnen umgegangen werden. Vom Prinzip her, wenn auch nicht auf jedes Detail zutreffend, ist bäuerliches deshalb zugleich ökologisches Wirtschaften. Jene Landschaften, die wir so lieben, Heiden, Wiesen, Äcker mit Feldrainen, Hecken und Knicks sind bäuerlich geschaffene Kulturlandschaften und nicht etwa sogenannte unberührte Natur, wie der naive Naturschutzgedanke meint. Gerade in diesem Zusammenhang wird deutlich, wie irreführend die Bezeichnung «Bauer» für agroindustrielle Produzenten ist, deren Wirtschaften schliesslich die bäuerliche Landschaft zerstört.

Zur bäuerlichen Ökonomie gehört auch ein anderes Sozialverhalten als das moderne Niederkonkurrieren in der Wettbewerbswirtschaft. Nicht zuletzt das Bewusstsein über die Begrenzung der Welt und der Güter macht, dass man auch weiss, wie man aufeinander angewiesen ist, und dass jedem sein Platz zugestanden werden muss, wie auch mir der meine. «Leben und leben lassen» war die Devise auch in den deutschen Dörfern, trotz der Differenzierung in grosse und kleine Bauern, die aber eben nur eine relative war. Von den 1,6 Millionen Höfen im Jahr 1949 in der BRD waren immerhin 93 % unter 20 Hektar gross. Das heisst, auch mit 20 Hektar war der Hof auf die Nachbarn angewiesen und konnte sich nicht allein auf bezahlte Arbeit stützen. Von diesen 93% waren wiederum 63% der Höfe 2-10 Hektar gross (Poppinga 1975:93). Mit anderen Worten, die Dorfstruktur war 1949 in der BRD zwar nicht egalitär, aber dennoch von Gegenseitigkeit geprägt. Man half sich, sprach sich ab und war sich der Gemeinschaft als Kraft bewusst (Ch. Müller 1997). Dazu gehörte freilich auch die soziale Kontrolle darüber, dass niemand aus dem Normengefüge ausbreche. Gegen diese dörfliche Enge haben in den folgenden Jahrzehnten vor allem die jungen Leute rebelliert, ohne sich der positiven Funktion der sozialen Kontrolle bewusst zu sein, die letztlich darin bestand, die Bereicherung der einen auf Kosten der anderen zu verhindern. Viele flohen die Dörfer, denn die herrschende Politik erlaubte ihnen, sich zu entziehen, statt sich die Mühe zu machen, den eigenen Lebensraum zu gestalten und das Dorf zu ändern.

Hinter der Formel «leben und leben lassen» verbirgt sich das Prinzip der «Moral Economy». Im Gegensatz zur Konkurrenz- und Wachstumsökonomie bedeutet «Moralische Ökonomie», dass jedem Menschen, allein aufgrund seiner Existenz, Zugang zu den Produktionsvoraussetzungen zugebilligt wird, dass er überleben kann. Jedes Mitglied der Gesellschaft fühlt ferner die Verpflichtung, so zu wirtschaften, dass auch die anderen überleben können und zieht für sich selbst daraus die Sicherheit, dass auch die eigene Lebensgrundlage immer vorhanden sein wird. Das soziale Verhalten wird nicht durch Konkurrenz sondern Gegenseitigkeit bestimmt. Ein wichtiger Aspekt ist die gegenseitige Hilfe (Scott 1976, Thompson 1980, Mies 1994).

Der Beitrag der «Bauernstudien»

Beginnend mit den 50er Jahren, anhand der Studien in und über Länder der Dritten Welt, ist eine neue sozialwissenschaftliche Disziplinrichtung, «Peasant Studies», «Bauernstudien» entstanden. Im Gegensatz zu den metropolitanen Ländern betrug die Bevölkerung, die in den ehemaligen Kolonialländern in der Landwirtschaft arbeitete, 75-90% der Gesamtbevölkerung.

Eines der Ergebnisse von «Peasant Studies» lautet, dass die bäuerliche Wirtschaftsweise weltweit ähnliche Strukturen hat, und dass – bei aller lokalen und regionalen Unterschiedlichkeit – auch vergleichbare kulturelle Züge festzustellen sind (Wolf 1966; Shanin 1971; Sahlins 1974).

Neben der Subsistenztheorie besteht unser Beitrag zur Debatte um die bäuerliche Ökonomie und Kultur in der Erkenntnis, dass die gesellschaftliche Position, die den Bauern seit Beginn der Neuzeit zugewiesen worden ist, der Zuschreibung der sozialen Stellung der Frau als Hausfrau gleicht. Erst diese Feststellung ermöglichte uns, das besondere Verhältnis der Moderne zur Herstellung der Lebensgrundlagen und der Nahrung, also der Subsistenz, zu verstehen und den Zusammenhang zwischen der sozialen Unterordnung und der Naturnähe zu erkennen, der eben nicht allein auf Frauen zutrifft. Weil Bauern und Frauen sich um die alltäglichen, unmittelbaren menschlichen Bedürfnisse kümmern, um Nahrung, das Wohnen und die Kinder, gelten sie nicht viel, in einer Welt, in der die Überwindung des Reiches der Notwendigkeit vorgeblich Freiheit bringt. Diese Haltung findet sich bei Rechten wie Linken und bei Feministinnen wie z.B. Simone de Beauvoir und genauso wie bei notorischen Frauenhassern.

Wie wenig sich Kapitalismus und Sozialismus, zumal aufgrund ihrer Technik- und Wachstumsorientierung, unterscheiden, zeigt sich am deutlichsten an der heftigen Ablehnung des zeitgenössischen Bauerntums bei Marx (Mitrany 1956) und der Politik der Abschaffung der Bauernhöfe im Realen Sozialismus. Einer, der die Bauern und ihre Logik des Wirtschaftens gegen die Zwangsproletarisierung in den Kolchosen verteidigte, war Alexander Tschajanow (1888-1939). Er argumentierte, dass die bäuerliche Ökonomie besonders rational und schonend mit den Ressourcen umginge und auf diese Weise sehr wohl ein hinreichender Überschuss für die nicht-agrarische Bevölkerung produziert werden könne. Tschajanow war Agrarökonom und stützte seine Aussagen auf die Auswertung der russischen Agrarstatistik. Seiner pro-bäuerlichen Haltung widersprach aber nicht, dass er für gezielte Viehzucht, Düngemittel, Mechanisierung und Kooperativen zum Zweck der Produktionssteigerung plädierte. Seine Hochachtung aber galt der bäuerlichen Beständigkeit und der entsprechenden Kultur. Er erklärte, dass bäuerliches Wirtschaften nicht auf Gewinnmaximierung zielt, sondern auf das Notwendige. Es vermeide unnötige Risiken und gehe auf Nummer sicher. Der Bauernhof macht nicht zu, wenn die gesetzte Gewinnmarge nicht erreicht wurde und transferiert sein Kapital nicht woanders hin, wo mehr zu erwarten wäre. D.h. im Mittelpunkt bäuerlichen Wirtschaftens steht nicht das kapitalistische Gewinnstreben, sondern die Bedürfnisbefriedigung (Tschajanow 1923/1987).

Tschajanow analysierte die bäuerliche Landwirtschaft vom Standpunkt der lebendigen Arbeitskraft aus und nicht nur von der Ware

Arbeitskraft her. Der Mensch wird nicht als Maschinenrädchen betrachtet, und die Landwirtschaft wird nicht als Fabrikmaschinerie aufgefasst. Deshalb konnte er die Vielfalt der bäuerlichen Antworten auf Klima, Wetter, Bodenbeschaffenheit usw. wertschätzen und die Anpassungsfähigkeit der bäuerlichen Organisation an wirtschaftliches Auf und Ab. In schlechten Zeiten wird der Gürtel enger geschnallt, es wird mehr gearbeitet und weniger konsumiert. Gute Zeiten dienen dem Müssiggang und Einkommensüberschüsse werden nicht investiert, sondern für Feste verwandt. Die Priorität wird auf das Überdauern des Bestehenden gesetzt, ökonomisch, wie sozial (Tschajanow 1987: 130-31).

Schliesslich wurde Tschajanow die Tatsache, dass er weiterhin für die bäuerliche Produktionsweise plädierte und nicht für die grossen, proletarisierten Kolchosen, zum Verhängnis. Er wurde als Populist beschimpft, verhaftet, aus der öffentlichen Diskussion verbannt und verschwand 1930 im Archipel Gulag (Spittler 1987). Dennoch gelang es nicht, Tschajanow totzuschweigen, vielmehr ist er sozusagen die Galionsfigur im probäuerlichen, wachstumskritischen Diskurs.

Bäuerinnen und die Subsistenzperspektive

Tschajanows Beschreibung und Analyse der bäuerlichen Wirtschaft ist von dem Begriff der Familienwirtschaft nicht zu trennen. Auch Shanin und andere Autoren, die Tschajanows Paradigma benutzen, setzen «Bäuerliche Ökonomie» und «Familienwirtschaft» in eins.

Wie in der Gesellschaft des 20. Jahrhunderts üblich, bedeutet der Ausdruck «Familie» aber auch in diesem Kontext für Frauen nichts Gutes. Denn die Arbeit der Frau wird mit Hilfe dieses Sammelbegriffes unsichtbar gemacht, genauso wie die Tatsache, dass der Hof in Deutschland, in Europa, wie auch früher in Russland, in der Regel Eigentum des Mannes ist, auf dem sie die erste Magd zu sein hat. Auch dort, wo die Frau den Hof geerbt hat, was in Europa im Prinzip fast überall möglich ist, spricht die patriarchale Konvention dem Mann die Entscheidungsmacht zu. Dies war nicht immer so und ist auch in der Gegenwart keineswegs in allen Weltregionen so. In den modernen Ländern des Nordens jedoch kumuliert im Falle der Bäuerin die gesellschaftliche Geringschätzung der Subsistenzproduktion, einmal aufgrund ihrer Position als landwirtschaftliche Produzentin und zum anderen aufgrund ihres Frauseins. Wie kann die bäuerliche Ökonomie dann Bestandteil einer Perspektive für Frauen, ja für Feministinnen sein, wird frau sich fragen.

Um diese Frage beantworten zu können, interessiert mich die reale Position und die konkrete wirtschaftliche Stärke und Schwäche der Bäuerin in der bäuerlichen Ökonomie im deutschsprachigen Raum bzw. Europa. Denn wie immer bei der Subsistenzperspektive geht es mir um die möglichen Anknüpfungspunkte an Bestehendes, gerade auch für die notwendigen Veränderungen.

Gleichzeitig aber ist die Sicht auf die Realität der Bäuerinnen in hohem Masse von unausrottbaren Vorurteilen und Ideologie verstellt. Besonders drei Aspekte vernebeln meiner Erfahrung nach den Blick.

Zum einen ist die Sicht der Vergangenheit häufig vom wachstumsökonomischen Romantizimus geprägt. Demzufolge arbeiten Frauen und Männer in der Gegenwart viel weniger als früher, vor allem nicht hart, wogegen alle früheren Lebensformen mit Müh' und Plag' verbunden gewesen sein sollen. Ein weiterer Aspekt ist der Umgang von gegenwärtigen Frauen mit der Geschichte ihrer Mütter und Urgrossmütter. Sie lehnen sie ab, nichts daran erscheint ihnen nachahmungswürdig. Diese Herangehensweise hängt letztlich auch mit dem Modernitätsromantizismus zusammen. Da die Vormütter keine Frauenwelt erschaffen haben, wie sie frau heute, viel zu oft als Gleichberechtigung mit dem Mann, wünschenswert erscheint, werden ihre Kämpfe und ihre tatsächliche Stärke nicht nur nicht erkannt, sondern auch noch heruntergemacht. Was aber an weiblichem Potential überkommen ist, woran gegenwärtige Frauen anknüpfen könnten und zwar in Liebe und Versöhnung mit den alten Frauen, wird damit ebenfalls beschädigt.

Diese Vorurteile und Missverständnisse beeinflussen auch die Zukunftsvision. Viele, zumal junge Frauen können sich eine Perspektive für die Frau nur als Paradies vorstellen. Dort soll sie möglichst wenig arbeiten müssen, kampflos gleichberechtigt sein und keinerlei Zwängen alltäglicher Notwendigkeiten unterliegen.

Es ist auch diese Prinzessinnenvision von der Zukunft, die in der Vergangenheit nur Aschenbrödel sieht und besonders die bäuerliche Vergangenheit für die Frau nur als körperliche Plackerei und als Jammertal der Entrechtung wahrnimmt. Überflüssig zu sa-

gen, dass beides nicht stimmt. Die Bäuerinnen haben hart arbeiten müssen. Sie hielten aber – wörtlich – ihr eigenes Leben in Händen. Und nicht zuletzt deshalb liegen Lust und Last gerade in der Subsistenzproduktion eng zusammen. Arbeit, vor allem selbstbestimmte Arbeit, ist auch Befriedigung, Genugtuung, Selbstverwirklichung. Auch die Subsistenzperspektive ist eine Perspektive der Arbeit. Und sie ist eine Perspektive der Selbstbehauptung für Frauen, die sie auch selbst erringen.

Was heisst «bäuerliche Familienwirtschaft»?

Unter «Familienwirtschaft» ist bei Tschajanow die 3-Generationen-Familie gemeint, d.h. die Eltern, die Kinder und die Grosseltern (Tschajanow 1987/ 1923, 10-12). Dem Geschichtsverlauf entsprechend wurde im Rahmen der «Bauernstudien» und im offiziellen Sprachgebrauch damit aber zunehmend auch nur die Kleinfamilie gemeint. Nicht gefasst werden mit diesem Begriff grössere Haushaltsverbände, wie sie etwa in der Formulierung «ganzes Haus» (Brunner) zum Ausdruck kommen. Damit ist, über die Familie hinaus, das Gesinde mitgemeint, zu dem häufig auch weichende Erben und weiter entfernte Blutsverwandte zählten. Die Betonung des einen oder anderen Haushaltstyps bei der Charakterisierung bäuerlicher Ökonomie ist sowohl auf regionale und historische Unterschiede, als auch auf die theoretische Blickrichtung zurückzuführen. Im Russland der Jahrhundertwende, wie auch in der Landwirtschaft der Dritten Welt ab der Mitte dieses Jahrhunderts, dominierten die Kleinbauern, wodurch die Gleichsetzung von bäuerlicher Ökonomie und Familienwirtschaft entstanden ist. Demgegenüber steht in der Agrargeschichte Mitteleuropas bis ins 18./19. Jahrhundert hinein die grosse Bauernwirtschaft im Mittelpunkt. Dann aber setzt auch hier eine Entwicklung ein, durch die die Hofwirtschaft zur Familien- und schliesslich in neuester Zeit sogar zur Kleinfamilienwirtschaft wird (Brunner 1980, Planck 1980).

Die theoretische Blickrichtung einer ganzen Reihe von AutorInnen zielt vor allem auf die soziale Differenzierung innerhalb der Bauernschaft und lehnt deshalb den Begriff Familienwirtschaft ab, bzw. vermeidet ihn, wie auch den Begriff der bäuerlichen Ökonomie, deren eigenständige Logik nicht anerkannt wird. Sie stehen in der Tradition von Lenin und Kautsky und heben hervor, dass der Kapitalismus auf dem Land durch die Differenzierung der Höfe in kapitalistische Betriebe und landlose Lohnarbeiter eindringt. Sie sehen schon lange keine BäuerInnen, keine bäuerliche Ökonomie und auch keine Familienwirtschaft mehr, sondern nur noch landwirtschaftliche Produzenten, die in dem genannten Differenzierungsprozess stehen.

Es erweist sich, dass die einfache Frage nach dem, was «bäuerliche Familienwirtschaft» heissen soll, mitten ins Zentrum der Debatte führt, und die Antwort kontextuell gegeben werden muss. Diejenigen, die die Haushaltswirtschaft, die ‚oikonomia' des bäuerlichen Hofes als Wirtschaft anerkennen, sprechen von bäuerlicher Familienwirtschaft, identisch mit dem Ausdruck bäuerliche Ökonomie. Diejenigen, die darin keine wirtschaftlich produktive Angelegenheit sehen können, betonen die Zersplitterung der bäuerlichen Akteure, die zur Auflösung ihres Zusammenhaltes treiben würde. Im Zentrum der Debatte steht also die Anerkennung der Subsistenzproduktion als Produktion, beziehungsweise ihre Interpretation als blosse Reproduktion und blosser Reflex des Lohnarbeit-Kapital-Verhältnisses. Der Familienbegriff, der unter patriarchalen Bedingungen in der Tendenz immer Frauenfeindliches birgt, enthält in bezug auf die bäuerliche Familienwirtschaft die Anerkennung der Subsistenzproduktion als Ökonomie, und das bedeutet in der Tendenz Frauenfreundliches. Nicht nur weil der Arbeit der Frau unter diesen Bedingungen nicht der ökonomische Wert abgesprochen wird, sondern auch weil der Mann ebenfalls, und zwar in Kooperation mit der Frau, Subsistenzarbeit tut. Eben dieses gehört für uns zur Subsistenzperspektive der Zukunft: Dass Männer wieder mit die Subsistenzproduktion übernehmen.

Weil in der Gegenwart «Familie» auch auf dem Land nur noch die Zweigenerationen-Familie: Ehepaar und (unerwachsene) Kinder bedeutet – eine Struktur, mit der die bäuerliche Ökonomie nicht überleben kann – will ich lieber von «bäuerlichem Haushalt» sprechen. Ein Haushalt oder Haushaltsverband muss nicht aus Blutsverwandten bestehen, sondern kann z.B. auch eine Kommune sein.

Verschiedene Typen des Patriarchats

Dennoch kommen die Frauen und die Bäuerinnen in der gesamten Auseinandersetzung so gut wie überhaupt nicht vor. Dabei sind sie und ihre Arbeit der eigentliche Grund der Debatte. Ich werde den Verdacht nicht los, dass ein erheblicher Teil der modernen Ablehnung gegenüber der bäuerlichen Ökono-

mie, in Theorie wie in Praxis, darauf zurückzuführen ist, dass die Frau in diesem Bereich zuviel Selbständigkeit hat – gemäss der vorindustriellen Diskussion, wer eigentlich die Hosen anhabe (Bock/Duden 1976, 142-152).

Die pro-bäuerlich, familienwirtschaftlich argumentierende Richtung kann jedoch überhaupt nicht umhin, den Beitrag der Bäuerin wiederholt in die Beschreibungen und Berechnungen miteinzubeziehen. Aber es geht in der Theorie der bäuerlichen Ökonomie nicht darum, die Produktivität der Bäuerinnenarbeit aufzuzeigen, auch noch nicht einmal in direktem Zusammenhang mit der Männerarbeit, sondern es geht um die Ehrenrettung des bäuerlichen Mannes. Nämlich gegenüber jenen, die in der bäuerlichen Subsistenzorientierung nichts Produktives entdecken können und in deren Beschreibungen und Berechnungen der landwirtschaftlichen Produktion die Frauen-Subsistenzarbeit schon gleich überhaupt nicht auftaucht. Die Modernisierer, kapitalistischer wie sozialistischer Prägung, schaffen einen Diskurs, der die Subsistenzproduktion, und zwar die Arbeit des Bauern wie die der Bäuerin, entökonomisiert. Hinsichtlich der Bäuerin geschieht dies stillschweigend, sie wird überhaupt nicht mehr erwähnt.

Nach dem Motto «teile und herrsche» verteidigen die Vertreter der bäuerlichen Ökonomie oder Familienwirtschaft aber nur den ökonomischen Wert dessen, was der Bauer tut. Letztlich handelt es sich bei dieser Diskussion um eine Auseinandersetzung zwischen zwei verschiedenen Typen von Patriarchat, dem klassischen und dem modernen Patriarchat, ohne dass die Kernfrage, das Verhältnis zwischen Mann und Frau, auch nur zum Thema erhoben würde.

Im klassischen Patriarchat hatte der väterliche Patriarch die Autorität über das Haus-Hof-Geschehen. Es wurde mit der Industrialisierung und der Verbreitung der Lohnarbeit vom modernen Patriarchat der Brüder abgelöst. Indem der Vater über die Subsistenzbasis, das Land, verfügte, die er einem Sohn oder den Söhnen vererbte, hielt er ein entscheidendes Machtinstrument in Händen. Mit der Alternative der Lohnarbeit jedoch können die Söhne sich vom Vater emanzipieren. Sie werden ihm zunehmend als Männer, als Geschlechtsgenossen, gleichgestellt, auch insofern, als sie der Einwilligung der Väter für die Heirat nicht mehr bedürfen. Im modernen Patriarchat wird jedem Mann das Anrecht zugestanden, sich die nun unsichtbar gewordene Subsistenzarbeit der Frau unentgeltlich als «Liebe» anzueignen. Die Tatsache, dass diese Aneignung nicht mehr der Erlaubnis der Elterngeneration und des Familienverbandes der Frau bedarf, trägt zur Unsichtbarkeit und Entwertung der Frauenarbeit bei und ist für die junge Frau nicht unbedingt von Vorteil. In matriarchalen Traditionen, zum Beispiel, wacht die Mutter über diesen Wert (Bock/Duden 1976; Bennholdt-Thomsen 1987, 1994; Kandiyoti 1977).

Die beiden Typen des Patriarchats unterscheiden sich sowohl durch ein unterschiedliches Generationenverhältnis und ein unterschiedliches Verhältnis zur Subsistenzproduzentin als auch hinsichtlich ihres Naturverhältnisses. Im Zentrum steht das Mann-Frau-Verhältnis, das alle anderen bestimmt. Diese Zusammenhänge werden in der skizzierten Debatte – typisch patriarchal – nicht analysiert. Aber auch in der Frauenforschung ist die differenzierte Analyse verschiedener Typen des Patriarchats *und* der jeweiligen Position der Frau *und* des jeweiligen Naturverhältnisses bislang zu kurz gekommen. Nach wie vor dominieren ein monolithischer Patriarchatsbegriff und der Modernitätsromantizismus (so auch bei Gerda Lerner 1991).

Ohne Bäuerin kein Bauernhof

Ulrich Planck setzt sich in «Der bäuerliche Familienbetrieb zwischen Patriarchat und Partnerschaft» (1964) mit dem Thema bäuerliches Patriarchat auseinander. Sein Beitrag enthält viele nützliche Informationen, die aber unter dem typisch modern-patriarchalen Blick verarbeitet sind. Er befasst sich hauptsächlich mit der Veränderung in den Generationenbeziehungen. Hinsichtlich der Geschlechterbeziehung folgt er dem Mythos der zunehmenden Gleichstellung von Mann und Frau im Zuge der Modernisierung (genauso auch Mitterauer 1980). Widersprüchlich dazu zitiert er aber eine Reihe von Autoren, die, wie er, der Meinung sind, dass die Bäuerin in vormodernen Zeiten «immer selbständige Autoritätsbereiche» hatte, «die vom Manne respektiert worden sind», was im modernen landwirtschaftlichen Betrieb schliesslich nur in Ausnahmen der Fall ist (Planck 1980, 204). Dennoch wird ihr Beitrag zur Ökonomie im allgemeinen, so auch bei Tschajanow, geringer veranschlagt als er sogar den eigenen Daten zufolge hätte ausfallen müssen (Spittler 1987, XX-XXIII).

Demgegenüber zeigen Heide Inhetveen und Margret Blasche für die Gegenwart in einer Region Süddeutschlands, wie entscheidend das Funktionieren und Aufrechterhalten der Hofwirtschaft vom Einsatz der Frau abhängt und wie genau die Tatsache, dass es weitergehen solle, den Bäuerinnen ein zutiefst empfundenes Anliegen ist (Inhetveen/Blasche 1983). Diese ausgezeichnete Studie ist einer der wenigen Beiträge der neueren Zeit, der die Arbeit der Bäuerinnen aus ihrer Unsichtbarkeit befreit. Nicht zuletzt anhand ihrer Ergebnisse liegt der Schluss nahe, dass die sonstige Geringschätzung der Bäuerinnenarbeit, ihr Verschweigen in der Agrarstatistik, die mühevolle Selbstbehauptung der Bäuerinnen und ihr mühevolles Ringen um Anerkennung ein entscheidender Grund für die ökonomischen und sozialen Probleme der Höfe insgesamt ist. Dieser Schluss allerdings wird von den Autorinnen nicht gezogen.

Meines Erachtens aber ist der fortgesetzte Patriarchalismus ein gravierendes, wenn nicht ***das*** Problem der heutigen landwirtschaftlichen Betriebe. Und zwar deshalb, weil die Frauen gerade nicht mehr als Bäuerinnen angesehen und behandelt werden, sondern als Hausfrauen, die unsichtbar, weil ohne Geldeinkommen, im Haus arbeiten, und im Stall und auf dem Feld nur mithelfende Familienangehörige sind. Kein Wunder, wenn die jungen Landwirte keine Frauen mehr finden. Die Position der Frau hat sich gegenüber früher nämlich verschlechtert und nicht verbessert. Der, wie Planck es nennt, «traditionelle Patriarchalismus» hat dieser Entwicklung Tür und Tor geöffnet.

Ich bin der Meinung, dass genau dieses Problem ein wichtiger Grund dafür ist, warum viele, zumal mittlere Höfe aufgegeben haben und weiterhin aufgeben müssen. Sie scheitern an der eigenen Zielvorgabe, wie ein Industrieunternehmen funktionieren zu wollen, in dem der Landwirt die Maschinen dirigiert und zugleich derjenige ist, der das Geld nach Hause bringt. Zu diesem Image gehört die vom Geldverdiener abhängige Hausfrau, die im Betrieb vorgeblich nichts zu tun, vor allem aber nichts zu sagen hat. – Wobei hier dahingestellt sei, ob es nicht auch Landfrauen waren und sind, die wie städtische Hausfrauen leben wollen und damit ihre eigene Grube gegraben haben –. Als Bauernhof mit integrierter Haus-Hof-Wirtschaft jedoch könnten viele mittlere Betriebe vielleicht überleben. Dafür braucht es aber keine Hausfrau, sondern eine Bäuerin. In diesem Sinne haben die Theoretiker der bäuerlichen Ökonomie durchaus recht, wenn sie sie von ihrem Wesen her als Familienwirtschaft beschreiben: Ohne Bauer kein Hof, aber auch **kein Hof ohne Bäuerin.**

Anders als gängigerweise angenommen ist die Position der Bäuerin keineswegs von vornherein mit einer Unterordnung unter den Bauern verbunden. Es gibt zu anderen Zeiten und in anderen Kulturen durchaus verschiedene Formen der Arbeitsteilung. So tun in Afrika südlich der Sahara Frauen zu 80% die unmittelbare landwirtschaftliche Arbeit. Dadurch ergibt sich eine völlig andere Tradition als die der europäischen Bäuerinnen. Ferner ist die Arbeitsteilung nicht, bloss weil sie geschlechtlich ist, auch gleich hierarchisch. Dieses typische, vom modernen Patriarchat geprägte Missverständnis, führt dazu, dass Frauen ihr Heil in derselben Arbeit wie Männer suchen und womöglich Arbeitsbereiche aufgeben, die ihnen Autonomie und Selbständigkeit ermöglichen würden. Dazu gehört auch in unseren Breiten ohne Zweifel die Arbeit in der Hofwirtschaft und die Vermarktung ihrer Produkte. Gerade in der Gegenwart geht es mehr denn je darum, dass Frauen ihre Verfügung über subsistenzproduzierende Bereiche verteidigen (vgl. Maria Mies 1996). Dazu gehört auch das Verhandeln über den Wert der eigenen Position in der Arbeitsteilung. Und dazu gehört, erst recht in der Hofwirtschaft, die Regelung der Besitzverhältnisse. Die Bedingungen dafür sind in der bäuerlichen Landwirtschaft gut, denn hier stösst die patriarchale Ordnung besonders deutlich an ihre Grenzen. **Denn die Fähigkeit zu Kooperation und Gegenseitigkeit, ohne die die bäuerliche Kreislaufwirtschaft nicht funktionieren kann, entscheidet über ihre Existenz.**

Auch wegen der Unsichtbarkeit der Frauenarbeit, die der Familienbegriff mit sich bringt, würde ich die Organisation der bäuerlichen Wirtschaft heute nicht mehr Familienwirtschaft nennen. Ich würde hingegen einfach von der Notwendigkeit der arbeitsteiligen Kooperation sprechen, die eine **Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft** voraussetzt, damals, wie heute.

Die Hausfrauisierung der Bäuerin

Hinsichtlich der Bauernwirtschaft zeigt sich besonders deutlich, dass der moderne, industrielle, maximierungswirtschaftliche Patriarchalismus die Geschlechtshierarchie extrem verschärft und nicht etwa entschärft hat. Die Stellung der Frau in der bäuerlichen Ökonomie entwickelte sich von der relativ selbständigen Bäuerin hin zur abhängigen Hausfrau. Gerade weil auch der Bauer, genauso wie der Adlige, der Bürger, der Proletarier ein scheinbar müssiggehendes, «schönes Eigentum», die Hausfrau, haben wollte, machte er sich daran, seinen Hof in einen Betrieb zu verwandeln und damit letztlich zu ruinieren. Die auch im «ganzen Haus» bestehenden patriarchalen Strukturen (Patrilinearität und Patrilokalität: männliche Abstammung und Erbfolge, die Frau zog [meist] ins Haus des Mannes) verschärfen sich und verwandeln die kooperativen Arbeitsstrukturen, wie sie von der Subsistenzwirtschaft diktiert werden, in hierarchische.

Die Konkretheit und gesellschaftliche Sichtbarkeit der Arbeit in der Subsistenzgesellschaft macht, dass dadurch den Arbeitenden eine gewisse Macht, Stolz und Selbstbewusstsein zuwachsen. Damit kann eine starke Position im Netzwerk der Gegenseitigkeit errungen werden. So zeigt Inhetveen, dass die sogenannte «Hausväterliteratur», in der vom 18. bis ins 19. Jahrhundert die Aufgaben im «ganzen Haus» beschrieben wurden, in Wirklichkeit eine Hausmütterliteratur war. Vom letzten der Hausväterautoren erscheinen 1750 gleich 5 1/2 Bände zur Hausmutter (zentral darin die Rindviehhaltung, die Markttätigkeit und der Garten) und 4 1/2 zum Hausvater. In der Literatur über die wissenschaftliche Durchführung des Landbaus hingegen, die mit dem Auftauchen des Kunstdüngers, der verstärkten Mechanisierung, der Monokulturisierung und der Produktion für den grossen Markt, entsteht, kommt die Bäuerin nur noch in einer untergeordneten Funktion vor (Inhetveen 1986).

Dort, wo die bäuerliche Ökonomie in einer matriarchalen Tradition steht, wie dies in Juchitán/ Mexiko der Fall ist, ist sie gegenüber den maximierungswirtschaftlichen Verdrängungsmechanismen wesentlich resistenter, selbst wenn die Schraube der üblichen Zwangs- und Gewaltanwendung besonders angezogen wird. In der Ebene von Juchitán hat die Zentralregierung als Entwicklungsmassnahme in den frühen 60er Jahren einen Staudamm und Bewässerungskanäle gebaut, und das Land willkürlich umverteilt. In der Folge sollen die Bauern mit Drohungen und Verlockungen dazu gebracht werden, auf dem Bewässerungsland nur Verkaufsprodukte für den Export ausserhalb der Region anzubauen. Sie ziehen es aber vor, weiterhin Ackerfrüchte für den regionalen Konsum anzubauen. Dies ist für den einzelnen Bauern wichtig, weil er auf diese Weise eine Wirtschafts- und Lebensgemeinschaft mit einer Frau eingehen kann. Die Frauen von Juchitán, die alle selbständige Händlerinnen und Handwerkerinnen sind, verarbeiten und verkaufen die Produkte der Männer. Ohne wirtschaftliche Kooperationsbeziehung gibt es für sie auch keine Lebensgemeinschaft mit einem Mann. So einfach ist das (Holzer 1994).

Auch die Bäuerin in unseren Breiten hatte, teilweise bis weit in dieses Jahrhundert hinein, die selbständige Kontrolle über verschiedene Produktionszweige auf dem Hof, einschliesslich des Verfügungsrechts über die Einkünfte, die sie aus dem Verkauf der Produkte löste. Dieses Recht ist ihr sukzessive genommen worden, bis dahin, dass es heute verboten ist, Milch, Butter und Käse direkt zu vermarkten, es sei denn, der Hof verfüge

über eine Milchquote und dazu eine Direktvermarktungsquote und es würden sogenannte Hygieneauflagen erfüllt, die sonst den Fabrikmolkereien gestellt werden, die das verderbliche Gut über Hunderte von Kilometern transportieren und es tage- und wochenlang lagern, was bei der Bäuerin gar nicht der Fall ist. Auch die Vermarktung und Herstellung anderer typischer Produkte der Bäuerin wurden und werden ihr von seiten des Staates enteignet: Bier, Schnaps, Fleisch, Geflügel, Eier. Vieles davon wurde im Zuge der Kriegsvorbereitungen vor dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg unter staatliche Kontrolle gestellt, und die VerbraucherInnen haben diese Enteignungen schliesslich durch ihr Konsumverhalten mit- und weitergetragen (Kohlbeck 1985; Müller 1997).

Auf diese Weise wurde die Bäuerin immer mehr zur Hausfrau. Die Trennung in öffentlich-männlich und privat-weiblich hält entlang der Trennlinie bezahlt / unbezahlt auch auf den Höfen Einzug. Es entsteht die sogenannte Aussenwirtschaft, die vom Mann betrieben wird und die Geld einbringt. Weil sie die Maschinen bezahlen müssen, geraten die Bauern unter Druck, nicht nur Überschüsse von Subsistenzprodukten, sondern gezielt für den Verkauf anzubauen – z.B. Zuckerrüben, Raps, oder gegenwärtig sog. Biomasse. Dazu kommen dann die Pflichtversicherungen jeglicher Art, die Kosten für Benzin, Strom, Wasser, die Steuern und Abgaben für Müll und Abwasser. Zumal für die Mechanisierung werden Kredite aufgenommen, die häufig zur Überschuldung führen. Aber Maschinen werden auch oft genug vorschnell gekauft, weil sie ihren Besitzer aus der Position des gesellschaftlich gering geschätzten Subsistenzproduzenten – der damit eine gesellschaftlich als weiblich definierte Position einnimmt, in die Position des industriell produzierenden Geldverdieners – eine gesellschaftlich als männlich dominant definierte Position, gebracht haben. Die subsistenzproduzierende Seite der Bauernwirtschaft wird demgegenüber zu einem unwichtigen Beitrag entwertet. Sie geht zunehmend und ausschliesslicher zu Händen der Frau, und obwohl diese den ganzen Tag schuften mag, tut sie nun angeblich nichts Eigentliches mehr. Die Bäuerin ist hausfrauisiert worden.

Perspektiven der Eigenständigkeit: Die Kleinbäuerinnen

Aber gerade im Bereich der kleinen Höfe, die aufgrund ihrer Kleinheit noch am ehesten Bauernhöfe sind, entstehen neue Formen der Kooperation und Produktion, die speziell auch für Frauen eine Perspektive eröffnen. Dazu gehören Formen der Erwerbskombination, die helfen, die patriarchale Engstirnigkeit der europäischen Bauerntradition zu überwinden. Viele Höfe können sich, wie man sagt, «nur» noch im sogenannten Nebenerwerb wirtschaftlich aufrechterhalten. Tatsächlich aber handelt es sich dabei um eine übliche Erscheinung der bäuerlichen Ökonomie: Der Hof ist die subsistenzsichernde Basis, von der aus und um die herum andere Erwerbstätigkeiten gruppiert werden. Häufig bedeutet Nebenerwerb, dass der Mann einer industriellen Lohnarbeit nachgeht, während die Frau den Hof macht. Dass kluge Frauen dafür sorgen, dass sie auch nominell als Bäuerin anerkannt werden, zeigt sich an der steigenden Zahl weiblicher Besitzerinnen beim Kleineigentum. «In den Betrieben unter 5 ha sind 38,3% der selbständigen Landwirte Frauen; bei Betrieben zwischen 5 und 20 ha sinkt ihr Anteil bereits auf 11,9% ab, und in Betrieben über 20 ha liegt er bei nurmehr 5,4%.» Insgesamt nimmt die Zahl der Betriebsinhaberinnen in Deutschland zu. 1976 sind es 5%, 1994: 8,7% und in der Gruppe bis 24 Jahre sind es sogar 15% (Inhetveen/Blasche 1983, 26; Grossenbacher 1996, 186; Schmitt 1997).

Eine andere Schiene, über die die bäuerliche Ökonomie neu entsteht, ist der ökologische Anbau. Da er mit sehr viel mehr Handarbeit verbunden ist als der konventionelle, chemisierte Anbau, Lohnarbeit aber von kleinen BesitzerInnen kaum bezahlt werden kann, ist die Rückbesinnung auf Formen der gegenseitigen Kooperation und Teilhaberschaft zwingend notwendig. Es waren bislang eher kleine Höfe, die umgestellt haben. Anstatt im konventionellen Wettbewerb niederkonkurriert, kaputt subventioniert und zum Aufgeben gezwungen zu werden, erhofften sich die Kleinen durch die besseren Biopreise dennoch ein Auskommen zu finden.

Der Bioanbau, die vertane Chance?

Allerdings zeigen sich inzwischen auch im Bioanbau Konzentrationstendenzen, die befürchten lassen, dass auch dieser Ausweg für landwirtschaftliche Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaften bald versperrt sein wird. Zum einen wird in Österreich bereits massiv und in Deutschland in Vorbereitung, von den Bioverbänden die Vermarktung im Supermarkt vorangetrieben. Dieser Weg erinnert uns an die Entwicklung der landwirtschaftlichen Verkaufs- und Verarbeitungsgenossenschaften, die im Laufe dieses Jahrhunderts immer mehr der Selbstkontrolle der BäuerInnen entglitten und zu Grossunternehmen wurden, die nun den Höfen industrielle Produktionsmethoden und die Funktion von Zulieferunternehmen aufzwangen. Deshalb sprechen viele nicht mehr von Raiffeisen sondern von Raffeisen. Angesichts der höchst monopolistischen Struktur des Lebensmittelhandels – die zehn grössten Unternehmen des Lebensmittelhandels beschicken fast 80% des gesamten Marktes; die grössten 4 wiederum 70 % davon – heisst der Supermarktweg für Bioprodukte nichts anderes, als sich der diktatorischen Marktmacht der Monopole ausliefern (Frankfurter Rundschau 15.3. 1996). Das Diktat der grossen Stückzahl, der Zentralisierung, des nur kommerziellen Kalküls und des Nieder-

konkurrierens zwischen den Biohöfen wird Einzug halten. Zum zweiten kommt dieser Entwicklung ein neues Phänomen in Deutschland entgegen. In Ostdeutschland sind inzwischen auch ehemalige LPGs auf biologischen Anbau umgestellt worden, die schon von ihrer Grösse her (bis zu 1000 ha) nicht bäuerlich funktionieren können.

Dieser Konkurrenzentwicklung ist von seiten der Verbände, von staatlicher und EU-Seite und von Verbraucherseite nicht nur nichts entgegengesetzt worden, sondern sie wird sogar gefördert. Ursache ist das nur technische Konzept von ökologischem Anbau. Man ist einzig daran interessiert, dass keine Pestizide und Pharmaka verwandt werden, die soziale Organisation der Produktion scheint gleichgültig. In Wirklichkeit aber beinhaltet allein die bäuerliche Organisation von ihrer inneren Logik her das ökologische Vorgehen als Bestandteil der Wirtschaftsweise selbst. Unter anderen Bedingungen kann das ökologische Prinzip nicht von Dauer sein.

Ursache ist aber auch der Patriarchalismus der Biobauern selbst. Auf der Tagung eines Bioverbandes konnte Veronika Bennholdt-Thomsen vor kurzem beobachten, wie die Mehrzahl der anwesenden männlichen Betriebsvertreter für die Vermarktung über den Supermarkt plädierten, weil sie «aus der Nische des Bioanbaus» herauswollten. Mit anderen Worten, sie wollen auch richtig ökonomisch wirtschaften, am anerkannten, herrschenden Marktkampf teilnehmen und nicht in der nach bäuerlicher Subsistenz miefenden Nische überdauern. Dabei war es genau diese Nische, dank derer die Mehrheit von ihnen überleben konnte. Es war ausserdem die kleinräumige, regional bezogene Vielfalt, die ihnen ein Einkommen garantierte. Ausserdem: Eine Nische neben der anderen ist auch flächendeckend. Statt in diesem Sinne aber zu leben und leben zu lassen, erklären sie sich jetzt einstimmig den Konkurrenzkrieg.

Auch ein weiterer Aspekt des Supermarktweges macht frau besonders hellhörig. Der Markt musste bislang im Biobereich fast vollständig neu aufgebaut werden, wobei die Direktvermarktung auf dem Hof oder durch den Marktstand einen grossen Anteil ausmacht. Typischerweise übernehmen viele Frauen diesen Part und erobern sich damit einen Bereich zurück, der der Hausfrauisierung zum Opfer gefallen war. Der Supermarktweg bedeutet also ganz konkret, dass Frauen wieder die Möglichkeit genommen wird, ein unabhängiges Einkommen zu erwirtschaften.

Ein grosses Problem allerdings ist die Arbeitsüberlastung rundherum im Bioanbau, so dass auch viele Bäuerinnen für Rationalisierung und Zentralisierung plädieren. Die Arbeitsüberlastung kommt aber nicht zuletzt deshalb zustande, weil die Grössendimensionen und der Produktausstoss der konventionellen, stark mechanisierten und chemisierten Höfe, die zudem in grosshändlerische, «broker»-Vermarktungsstrukturen eingebunden sind, fortgesetzt wird. Die Versuchung, ebensolche Vermarktungswege im Bioanbau einzuschlagen ist deshalb gross. Folge ist die Vereinnahmung und Pervertierung des bäuerlichen Bioanbaus und seiner neuen Möglichkeiten für Frauen. Deshalb ist es notwendig, im Bioanbau bewusst das Tempo und das Produktionsvolumen zu drosseln, sich der bäuerlichen Agrarkultur zu besinnen, und den Zwang, Gewinne zu erwirtschaften, zu reduzieren.

Aber es gibt zunehmend auch NeueinsteigerInnen, die sich aufgrund der ökologischen Moral, dem Wunsch, der städtisch-industriellen-intellektuellen Entfremdung zu entkommen und auf der Suche nach einem selbstbestimmten Arbeitsplatz der Landwirtschaft zuwenden. Alle diese Neuschöpfungen können nur bestehen und vor allem nur dann alle Kräfte für einen sozial und kulturell ungewöhnlichen Weg mobilisieren, wenn die Arbeitsteilung nicht hierarchisch ist, und zwar gerade auch die geschlechtliche Arbeitsteilung nicht. Es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn in vielen Landkommunen und neuen landwirtschaftlichen Gemeinschaften das Geschlechterverhältnis ein zentrales Thema in der Gestaltung der Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft ist.

Bäuerliche Ökonomie, Regionalisierung und die Subsistenzperspektive

Subsistenzperspektive heisst, die drei Kolonien des Kapitals: die Natur, die Frauen und die Dritte Welt, zu entkolonisieren. Deshalb kommt der bäuerlichen Wirtschaft in meinem alternativen Wirtschaftsentwurf eine zentrale Bedeutung zu. Denn die bäuerliche Kultur und Wirtschaftsweise ist von ihrer Anlage her nicht kolonialistisch. Diese Ansicht hat nichts mit einer utopischen Wunschvorstellung zu tun, sondern sie kann leicht empirisch festgestellt werden.

Während die Agrarfabriken in Deutschland, vor allem mit Massentierhaltung, auf den billigen Import von Futtermitteln aus der Dritten Welt aufgebaut sind, ist der Bauernhof, der nicht an der Gewinnmaximierung orientiert ist, auf die Hof und Leute erhaltende Kreislaufwirtschaft aufgebaut. Für die hiesige, die tierische Kreatur zutiefst missachtende Massentierhaltung wird allein für das Futter eine Anbaufläche benötigt, die doppelt so gross ist, wie die vorhandene. Deshalb sagt man, deutsche Rinder weiden am La Plata. Die negativen Folgen in den Dritte-Welt-Ländern, etwa durch den Anbau des Futtermittels Soja für den Export, sind bekannt: Zerstörung der Anbaufläche für die eigene Ernährung, Landkonzentration und Vertreibung der BäuerInnen von ihrem Land, chemische Verseuchung der Böden und des Wassers. Umgekehrt führt der subventionierte Export von deutschem und europäischem Rindfleisch etwa nach Afrika, dort zur Zerstörung der einheimischen Rinderzucht. (Vgl. den Beitrag von Karin Adelmann: «Mit Kühlschiffen aus Europa gegen die Nomaden des Sahel», Frankfurter Rundschau 4.9.1993.) Demgegenüber ist die bäuerliche Hofwirtschaft auf die Vermarktung der Überschüsse in der eigenen Region verwiesen.

Durch die bäuerliche Hofwirtschaft kann das Naturverhältnis wieder entkolonisiert werden. Sie ist nicht, wie die Agrarfabriken, auf der Plünderung der Natur aufgebaut. Schon im Sinne des Eigennutzes ist die Bauernwirtschaft auf die Rücksicht gegenüber den natürlichen Produktivkräften angewiesen. Die Gesundheit der Tiere, des Bodens und

der Pflanzen im Rahmen einer Mischkultur ist die beste Garantie für das Fortbestehen des Hofes. Die Kreislaufbewirtschaftung ist für die kleinen Höfe zugleich auch die billigste Anbaumethode. Zwischen der kapitalintensiven industriellen und der bäuerlichen Agrarproduktion klaffen Welten. Es handelt sich um zwei verschiedene Produktionssysteme. Dort, wo die Böden nicht so fett sind, also weniger Profit zu machen war, sind die (kleinen) bäuerlichen Höfe anzutreffen, die auch am leichtesten auf ökologischen Landbau umstellen können, weil sie letztlich sowieso schon ökologisch gewirtschaftet haben. So werden jene vielfältig durchsetzten Landschaften mit Heiden, Feuchtwiesen, Mittelgebirgswald und -weiden erhalten, die vielen StädterInnen als Erholungsgebiet gelten. Aber auch die ausgeräumte Landschaft mit Massentierställen könnte mit bäuerlicher Wirtschaft wieder bewohnbar werden.

Die bäuerliche Ökonomie ist die Basis für regionales Wirtschaften, nicht allein hinsichtlich der Landwirtschaft, sondern auch im Sinne der kombinierten landwirtschaftlichen, handwerklichen und auf sonstigem Erwerb aufgebauten Lebensweise. Denn der Hof und die Landwirtschaft bleiben auf alle Fälle das Zentrum, von dem aus, sozusagen in einem regionalen Radius, die übrigen Aktivitäten ausgeübt werden. Die Regionalisierung, d.h. Produktion, Austausch und Konsum in und aus der Region, ist für uns ein integraler Bestandteil einer Politik gegen den Kolonialismus der Globalisierung, auch gegen die Kolonisierung und weitere Entmündigung unseres Lebens im Norden. Politik ist hier als Subsistenzpolitik von unten gemeint, also als eigenmächtige Alltagsstrategie, die jedem Menschen möglich ist. Die einfachste und äusserst wirkungvolle Massnahme, die jeder/jedem sofort zur Verfügung hat, besteht darin, nur Produkte aus der Region einzukaufen. Dies wiederum vermag die bäuerliche Ökonomie zu stärken.

Aber, das grösste Problem der Bauernwirtschaft in Mitteleuropa ist ihr Patriarchalismus. Die industrieorientierte Agrarpolitik und der Wunsch, an der «ehrenvollen», kriegerischen Wachstumsökonomie teilzunehmen, verhindert, dass viel mehr Höfe bei uns an der Subsistenzorientierung festhalten oder sie wieder entdecken würden. Der Bazillus der Gewinn- und Konsumorientierung hat die Männer infiziert, aber auch die Frauen. Meines Erachtens ist für die Entkolonisierung der Köpfe und Herzen vom patriarchalen, kapitalistischen Muster eine andere soziale Organisation als die von männlichem Geldgewinner und der Hausfrau notwendig. Mit anderen Worten, die Kleinfamilie muss auf den Höfen aufgehoben werden, was sowieso schon «von alleine» passiert. Aber statt die Zersplitterung und Auflösung der Hofwirtschaft passiv zu erleiden, zeigen dissidente BäuerInnen einen eigenständigen Weg, indem sie den Zugang zum Land «vergemeinschaftlichen».

Neue Formen der sozialen und wirtschaftlichen Organisation

Es gibt bei uns inzwischen viele Bauern und Bäuerinnen, die neue Formen der sozialen und wirtschaftlichen Organisation der Höfe erschaffen, damit es weitergehen kann. Solche Neuschöpfungen werden auch deshalb notwendig, weil sehr viele Höfe unter den Kindern keine NachfolgerInnen mehr finden. Diejenigen Eltern, die sich nicht damit begnügen wollen, dass der Hof zwar sie noch gut ernähren wird, nach ihnen aber als wirtschaftender Hof verschwunden sein wird, und das oft, nachdem er Jahrhunderte lang existiert hatte, greifen zu neuen Konstrukten. Sie können weder durch Produktionsaufgaberente, Stillegungsprämie, durch Pachtgeld oder hohe Verkaufssummen zum Aufgeben gebracht werden.

Neue Wege, um als Hof bestehen zu können, sind: Neue Besitzregelungen, Erweiterung des Kreises der Mitarbeitenden mit entsprechend anteiligen Pflichten und Rechten (GbR, GmbH, Gemeinschaftsregelungen usw.) und Erzeuger-Verbraucherzusammenschlüsse. In vielen dieser Fälle wird der individualistische Begriff von Privatbesitz an Land aufgelöst, weil er sich als hinderlich erweist. So gehört zum Privatbesitz heutzutage komplementär die Lohnarbeit dazu. Aber kleine und mittlere Höfe erwirtschaften nicht das Geld, um MitarbeiterInnen zahlen zu können. Was sie aber bieten können, ist die gesicherte Subsistenz. Deshalb garantieren sie etwa durch lebenslange Niessbrauchrechte und Erbbaupacht, dass Teilhaber-MitarbeiterInnen unmittelbar ihre Subsistenz durch Arbeit aneignen können (vgl. «Ein dissidenter Bauer» in: Bennholdt-Thomsen/Mies 1997, S.113-14).

Im Subsistenzsinn des Umganges mit dem Land hatte eine Gruppe von Longo Mai-FreundInnen nach der Wende das «Unmögliche» verlangt: «Dass der staatliche Boden in treuhändischer Verwaltung durch die Gemeinden der ansässigen Bevölkerung zur Nutzung überlassen wird». Aber «Die

Kommunalisierung des Bodens blieb Utopie» (Flugblatt der dennoch 1996 gegründeten Longo Mai Kooperative in Mecklenburg). Statt aus dem alten, sozialistischen Staatsbesitz einen neuen, lokalen Gemeinschaftsbesitz zu schaffen, wurde in Ostdeutschland mit allen Mitteln der Privatbesitz an Land inthronisiert, damit das Kapital auch Anreize finde, die von ihm erwartete segensreiche Wirkung zu entfalten. Clevere ehemalige LPG (Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft)-Vorsitzende konnten so mit staatlichem «Treuhand»-Segen die ehemaligen Kleinbesitzer und späteren GenossenschafterInnen um ihren Zugang zum Land prellen.
Allgemein fällt auf, dass die hier skizzierten neuen Wege zumal im Bioanbau beschritten werden, und dass hinter solchen Regelungen meist ein anderer Geist der Beziehung zur Natur wie der gemeinschaftlichen Beziehung zwischen den Menschen steckt. Das trifft auf neue Formen der Organisation der Produktion wie der Vermarktung zu.

Für eine neue, subsistenzorientierte soziale und wirtschaftliche Organisation der Landwirtschaft ist es notwendig, dass Stadt und Land wieder näher zusammenrücken. Dies geschieht gegenwärtig vor allem durch die verschiedensten Formen der ErzeugerInnen-VerbraucherInnen-Zusammenschlüsse. Eine der konsequentesten Formen ist dabei die CSA. Community Supported Agriculture nennt sich eine Form des Zusammenschlusses zwischen ErzeugerInnen und VerbraucherInnen, bei der die VerbraucherInnen mitfinanzieren, mithelfen, die Abnahme garantieren und eine gewisse Mitsprache haben. «CSA ist weniger ein ausformuliertes Konzept als die Grundüberlegung, dass alle Menschen wieder einen grösseren Bezug zur Landwirtschaft haben sollten und deren Wichtigkeit erkennen», schreibt Tanja Loziczky (1997, 21). CSA beruht ursprünglich auf Rudolf Steiners Ideen und ist in den 80er Jahren von Deutschland aus in die USA und in andere Länder gelangt. In USA gibt es bereits über 300 CSA-Farmen.

Eine weitere Verbindung von Stadt und Land schafft die Organisation WWOOF. Was früher auf den Höfen durch die Hilfe der auswärtigen Verwandtschaft in Stosszeiten und in den Ferien bewältigt werden konnte, wird heute häufig durch die Organisation der Wahlverwandtschaft ersetzt. Interessant ist in diesem Zusammenhang ein Netzwerk, in dem Biobäuerinnen und -bauern ihnen unbekannten StädterInnen Platz zur Mithilfe anbieten: «Willing Workers On Organic Farms» (WWOOF). Hier machen Leute aus der Stadt mit, die es notwendig und wünschenswert finden, Kontakt zum Boden, zu Tieren und Pflanzen zu haben und auf dem Land zu arbeiten.

Wie in allen überindustrialisierten Ländern des Nordens gibt es auch in Mitteleuropa einen Auszug von Leuten aus der Stadt aufs Land und in die Landwirtschaft. Die österreichische Bundesanstalt für Bergbauernfragen, die sich besonders um den Erhalt der bäuerlichen Wirtschaft bemüht, hat ein Forschungsprojekt zu «AussteigerInnen in ländlichen Regionen» durchgeführt. Gemeint sind dabei jene Leute aus der Stadt, die seit den frühen 70er Jahren zunehmend aufs Land und in die Landwirtschaft gegangen sind (Groier 1997).

Zumal bei den sog. «alternativen AussteigerInnen» beobachtet der Autor typisch bäuerliche Einstellungen: «Auflösen der ... scharfen Abgrenzung zwischen Arbeitszeit und Freizeit in Richtung ‚Lebenszeit'», «gemeinschaftliches Arbeiten, Arbeitsfeste», «Betonung des Subsistenzcharakters... Arbeit eher als Mittel der Bedürfnisbefriedigung und nicht der Kapitalvermehrung». Dazu kommt aber auch ein typisches Phänomen der bäuerlichen Familienwirtschaft unserer Breiten. «Bezüglich der Arbeits- und Rollenverteilung zwischen Mann und Frau sind allerdings auch in den interviewten Aussteigerhaushalten nach wie vor tradierte Verhaltensmuster festzustellen (Frauen haben weniger Freizeit, leisten den Grossteil der Hausarbeit und sind weniger in die landwirtschaftliche Arbeit eingebunden)» (Groier 1997, 180).

Anfang der 80er Jahre entstehen in Deutschland ländliche Lebens- und Wirtschaftgemeinschaften, die sich «Kommune» nennen. Sie zeichnen sich durch spezifische Prinzipien aus: Gemeinsame Ökonomie, Konsensprinzip bei Entscheidungen, kollektive Arbeitsstrukturen und Abbau kleinfamiliärer geschlechtsspezifischer Machtstrukturen. Sie knüpfen an das Gedanken- und Kulturgut der gemeinschaftlichen Organisationsformen an, die sich nach 1968 im Zusammenhang der Studentenbewegung in den Städten gebildet haben (Kollektiv 1996; eurotopia 1-2/96, 22-23).

Im direkten Zusammenhang mit dem Subsistenzgedanken sind in Deutschland die sog. Ökodörfer gegründet worden. Inzwischen gibt es mindestens zwei konsolidierte Projektanfänge, beide in den Neuen Bundesländern. Die von Heidelberg ausgehende Initiative hat sich, allerdings ohne ihren Initiator Jörg Sommer, 1993 im Ökodorf-Projektzentrum Gross Chüden (bei Salzwedel) niedergelassen und beherbergt inzwischen 60 Erwachsene und Kinder (Halbach in eurotopia 1-2 /96).

Ein weiteres Ökodorf-Projekt ist das «LebensGut Pommritz», das 1993 nördlich von Dresden entstand. «Ziel ist die Entwicklung, Erprobung und der beispielhafte Betrieb einer ökologischen Siedlung mit regional-orientierter nachhaltiger Kreislaufwirtschaft im ländlichen Raum» (Selbstdarstellung in: eurotopia, Herbst 1994). Statt nur Arbeitslosen- und Sozialunterstützung solle die Regierung den Menschen zu den Subsistenzmitteln, vor allem Land, verhelfen, um eigenständig den Lebensunterhalt erwirtschaften zu können. 1996 lebten im LebensGut Pommritz rund 30 Personen. Nachdem die ABM-Unterstützung, die alle anfangs erhalten haben, ausläuft, scheinen sich Finanzpro-

bleme gehäuft zu haben (Kathrin Schanze, ebd. 36-37).

Die bereits mehrfach erwähnte Zeitschrift «eurotopia» gibt einen guten Überblick über Gemeinschaftsprojekte, hilft zur Vernetzung und macht Mut, sich an ähnliche Unterfangen zu wagen. Da gibt es «Sternendörfer», «Überlebensinseln», «Mother Earth Land», «Lebensgärten», «Christliche Gemeinschaftshöfe» und, und, und. Es entsteht der Eindruck, dass in Deutschland/Europa eine Gründungsbewegung neuer Gemeinschaften stattfindet, die fast alle den direkten Zugang zum Land suchen, weil sie ein anderes Naturverhältnis praktizieren wollen und weil sie den Landbau für die Selbstversorgung als Basis der Gemeinschaft betrachten.

Die vernetzten Gemeinschaften haben angefangen eine wichtige Brücke zu schlagen, die zwischen den spirituell motivierten Gründungen, den «Spiris» und «den Politischen» (eurotopia 1-2/96). Meines Erachtens tut eine weitere Brücke not, die zwischen neuen Gemeinschaftswilligen und dissidenten BäuerInnen, die gegenüber dem wachstumsökonomischen Weg dissident sind und am bäuerlichen Weg festhalten. Denn die bäuerliche Lebens- und Produktionsweise beruht auf einer alten kulturellen Tradition, die den neuen Gemeinschaften hilfreich sein könnte:

- Im Umgang mit der Genügsamkeit im Rahmen der alltäglichen Subsistenzökonomie.
- Indem der Stolz und das Selbstbewusstsein vermittelt würden, die aus der eigenständigen Versorgung mit allem, was der Mensch zum Leben braucht, erwachsen.
- Indem die Autonomie gegenüber jeglicher übergeordneten Autorität auch im Gefühl verankert wird.

Umgekehrt könnten die alten Bauernfamilien von den Neuen lernen, ihre patriarchalen Strukturen zu problematisieren.

Veronika Bennholdt-Thomsen,
Institut für Theorie und Praxis der Subsistenz e.V., Bielefeld / Fögenhof

Literatur

Bennholdt-Thomsen, Veronika: *Hausfrauisierung und Migration, in: dies. und Andrea Dokter, Gülsün Firat, Brigitte Holzer und Karin Marciniak: Frauen aus der Türkei kommen in die BRD, Periferia/CON Verlag, Lüdinghausen, 1987: 14-32*

Bennholdt-Thomsen, Veronika und Mies, Maria: *Eine Kuh für Hillary. Die Subsistenzperspektive, Verlag Frauenoffensive, München 1997*

Bock, Gisela und Duden, Barbara: *Arbeit aus Liebe, Liebe als Arbeit. Die Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus, in: Frauen und Wissenschaft, Beiträge zur Berliner Sommeruniversität, Berlin 1976*

Comité d'information Sahel: *Qui se nourrit de la famine en Afrique?, Paris 1975*

Deutscher Bauernverband, (Hg.): *Situationsbericht 1995, Zur wirtschaftlichen Lage der Landwirtschaft, Bonn 1995*

Deutscher Bauernverband, (Hg.): *Argumente 1997, Trends und Fakten zur wirtschaftlichen Lage der deutschen Landwirtschaft, Situationsbericht 1996, Bonn 1997*

eurotopia, *Zeitschrift für «Leben in Gemeinschaft», Heft 1-2/96, Schwerpunkt: Love in Action, Politik und Spiritualität*

eurotopia, *Zeitschrift für ökologisch und sozial verträgliche Lebensweisen, Heft 19/95, Anders leben, anders wirtschaften, Bericht über aktuelle Modellversuche einer sozial und ökologisch zukunftsfähigen Lebens- und Wirtschaftsweise*

Grossenbacher, Veronika: *Frauen als landwirtschaftliche Betriebsleiterinnen. Erfahrungen von Frauen aus bäuerlichen Familienbetrieben, in: AgaraBündnis e.V., Bonn (Hg.), Landwirtschaft 96, Der kritische Agrarbericht, Bonn 1996, S. 186-191*

Hoppichler, Josef und Krammer, Josef: *Was wird aus Österreichs Bauern? in: Brandstaller, Trautl (Hg.), Österreich 2 1/2, Anstösse zur Strukturreform, Wien 1996, S.173-196*

Imfeld, Al: *Hunger und Hilfe, Provokationen, Zürich 1975*

Inhetveen, Heide und Blasche, Margret: *Frauen in der kleinbäuerlichen Landwirtschaft, Opladen, 1983*

Kandiyoti, Deniz: *Sex Roles and Social Change: A comparative Appraisal of Turkey's Women, in: Signs, Vol. 3, Nr. 1, 1977*

Kolbeck, Thekla: *Landfrauen und Direktvermarktung: Spurensicherung von Frauenarbeit und Frauenalltag, Infosystem Planung GhK, Fachbereich 13 Stadtplanung und Landschaftsplanung, Kassel 1985*

Kollektiv Kommune Buch, Hg.: *Das Kommunebuch: Alltag zwischen Widerstand, Anpassung und gelebter Utopie, Verl. Die Werkstatt, Göttingen 1996*

Krammer, Josef: *Österreichs EU-Beitritt: Die verpasste Chance für eine europaweite ökosoziale Agrarpolitik, in: AgaraBündnis e.V., Bonn (Hg.), Landwirtschaft 96, Der kritische Agrarbericht, Bonn 1996, S. 25-28*

Lerner, Gerda: *Die Entstehung des Patriarchats, Campus Verlag, Frankfurt/ New York 1991*

Loziczky, Tanja: *Kooperationsformen zwischen Bauern/Bäuerinnen und VerbraucherInnen. Wege zu einem solidarischen Wirtschaften im Ökologischen Landbau anhand von ausgewählten Beispielen, Diplomarbeit, Universität für Bodenkultur, Institut für Ökologischen Landbau, Wien 1997*

Mies, Maria: *Subsistenzproduktion, Hausfrauisierung, Kolonisierung, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Nr. 9/10, 1983*

dies.: *Brauchen wir eine neue ‚Moral Economy'?, in: Politische Ökologie, Sonderheft Nr. 6, Vorsorgendes Wirtschaften, München 1994*

dies.: *Frauen, Nahrung und globaler Handel, ITPS, Bielefeld 1996*

Mitterauer, Michael: *Der Mythos von der vorindustriellen Grossfamilie, in: Rosenbaum, Heidi (Hg.), Seminar: Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen, Frankfurt a.M., 1980, S. 128-151*

Moore, Joseph und Moore Lappé, Frances: *Vom Mythos des Hungers. Die Entlarvung einer Legende: Niemand muss hungern, Frankfurt 1978*

Müller, Christa: *Von der lokalen Ökonomie zum globalisierten Dorf, ITPS, Bielefeld 1997*

Müller, Julius Otto: *Probleme eigenständiger Agrarkultur im Sahel. Bauern zwischen Erwerbsdruck und Desertifikation, in: Gödde, Hugo und Dieter Voegelin (Hg.), Für eine bäuerliche Landwirtschaft, Schriftenreihe des Fachbereichs Stadtplanung/Landschaftsplanung der Gh Kasse, 1988, S. 136-140*

NACLA (North American Congress on Latina America): *Weizen als Waffe. Die neue Getreidestrategie der amerikanischen Aussenpolitik, Reinbek bei Hamburg, 1976*

Paré, Luisa: *Revoluciones verdes para espantar revoluciones rojas, Mexiko 1979*

Planck, Ulrich (1964): *Der bäuerliche Familienbetrieb zwischen Patriarchat und Partnerschaft, Stuttgart*

Poppinga, Onno: *Bauern und Politik, Frankfurt a.M./ Köln 1975*

Sahlins, Marshall: *Stone Age Economics, London 1974*

Schmitt, Mathilde: *Und welche Rolle spielt das Geschlecht? Landwirtinnen in ihrem Arbeitsalltag; in: AgaraBündnis e.V., Bonn (Hg.), Landwirtschaft 97, Der kritische Agrarbericht, Bonn 1997, S. 161-171*

Scott, James C.: *The Moral Economy of the Peasant. Rebellion and Subsistenz in Southeast Asia, New Have/ London 1976*

Shanin, Teodor: *Defining peasants: essays concerning rural societies, expolary economies, and learning from them in the contemporary world, Oxford 1990*

Shiva, Vandana: *The Violence of the Green Revolution, Dehra Dun 1989*

Spittler, Gerd: *Tschajanow und die Theorie der Familienwirtschaft, Einleitung zu Tschajanow, Alexander, 1987, S. VII-XXVIII*

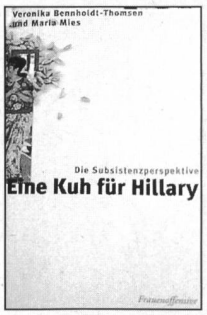
Thompson, E.P.: *The Making of the English Working Class, Hammondsworth, 1980*

Tschajanov, Alexander: *Die Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft, Campus, Frankfurt a.M. 1987 (1923)*

Wolf, Eric: *Peasants, Englewood Cliffs, New Jersey, 1966*

Wolf, Heinz Georg: *Die Abschaffung der Bauern. Landwirtschaft in der EG – Unsinn mit Methode, Frankfurt a. M. 1987*

Das Buch zum Thema



Eine Kuh für Hillary

Die Subsistenzperspektive; Verlag Frauenoffensive München, 1997

Dieses Buch liefert Beispiele, wie Frauen und Männer sich bei uns und in anderen Gegenden der Welt sehr wohl in der Endlichkeit der Welt zufrieden eingerichtet haben. Dem Bild der Knappheit und der vorgeblichen Notwendigkeit der Naturzerstörung werden wahre Geschichten und Analysen gegenübergestellt, die zeigen, wie die Natur in Hülle und Fülle gibt, wie Menschen die Natur pflegen und aus dem Sattsein ihr Glück beziehen. Das ist Subsistenz. Mit der Subsistenzorientierung machen sich Frauen und Männer die Produktivität wieder zu eigen, die heute dem Geld zugeschrieben wird. ‚Eine Kuh für Hillary' ist ein Buch über Ökonomie und Kultur, über einen alternativen Wirtschafts- und Gesellschaftsentwurf. (Klappentext)

Ich habe das Buch mit zunehmendem Interesse und steigender Spannung gelesen. In einer klaren Analyse wird vor dem Auge des Lesers die Sackgasse aufgezeigt, in die uns der von jeglicher sozialen Verantwortung losgelöste Kapitalismus und Neoliberalismus führt. Die Autorinnen bleiben jedoch nicht bei der bisweilen beissenden Kritik stehen, vielmehr zeigen sie Wege aus der Sackgasse auf, die für die Gesellschaft und die Natur zur Gesundung führen könnten. Nur, und das ist immer der Haken an der Sache: Solche Wege müssen begangen werden!

sr.